

KINDHEIT UND JUGEND IN DER ERSTEN JAHRHUNDERTHÄLFTE



KINDHEIT UND JUGEND IN DER ERSTEN JAHRHUNDERTHÄLFTE



Josef, Alois und Katharina Hafner vor dem Mesnerhaus in Tisens (um 1940).

Soziologen sind sich in der Einschätzung einer Frage einig: Mehr noch als die menschliche Existenz insgesamt veränderten sich in den vergangenen Jahrzehnten Verständnis, Rollenbild und nicht zuletzt die Lebensweise von Kindern und Jugendlichen radikal. Wie die Gespräche mit den Zeitzeugen in unserer Gemeinde ergaben, waren nicht nur die schulischen Verhältnisse nicht mit den heutigen Bedingungen zu vergleichen, mehr noch erfuhren die Lebensbedingungen außerhalb der Lernanstalten eine Umwälzung. Wies das Tisner Mittelgebirge mit seinen fruchtbaren Böden und dem milden Klima günstigere Bedingungen auf als

etwa die Bergtäler Südtirols, so waren die wirtschaftlich-sozialen Voraussetzungen in der ersten Jahrhunderthälfte doch jenen zahlreicher anderer Kleingemeinden des alpinen Raums ähnlich: Subsistenzwirtschaft, relative Armut und Kinderreichtum prägten hier wie dort die lokale Gesellschaft. Zudem war die Landwirtschaft eher klein strukturiert – ohne freilich eine extreme Zersplitterung wie im oberen Vintschgau zu erreichen. Es gab nur wenige Höfe mit mehr als vier Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche, und diese kleinbäuerliche Struktur wirkte sich auch auf das Leben von Kindern und Jugendlichen aus. Entsprach die Heran-



Familie damals: Wachsen heute viele Buben und Mädchen als Einzelkinder auf, so stellten die elf Kinder des Ehepaars Kiem, Saltenbichler, um 1900 zwar eine stattliche, jedoch keineswegs ungewöhnliche Zahl an Nachkommen dar.

ziehung von Kindern zu Arbeitsleistungen auf dem Hof einer allgemeinen Praxis, so konnte der Kleinbauer – der notgedrungen auf Dienstboten weitgehend verzichten musste – umso weniger von ihrer Arbeitskraft absehen. Bereits Kinder im Vorschulalter konnten sich nicht mehr sorgenfrei dem Spiel hingeben, wie sich Maria Gamper erinnert: „Auf der Südseite unseres Hauses, also in Richtung Bach, spielten meine Schwester Lina und ich. Da wir kein richtiges Spielzeug hatten, beschäftigten wir uns mit Creme-Schachteln, Scherben usw. Wir schauten dabei dauernd ängstlich in Richtung Haus. Würde uns die Mutter bemerken? Und bald erschallte es auch schon aus der Küche: Was macht ihr da unten? Kommt sofort herauf, ich habe Arbeit für euch!“

Maria Gamper wurde, wie die meisten Kinder, bereits im Vorschulalter zu einer Reihe von Arbeiten wie Holz tragen oder Wasser holen (viele

Haushalte in der Gemeinde verfügten in der ersten Jahrhunderthälfte über keinen Wasseranschluss im Haus) eingesetzt. Das Spielen war demnach weitgehend auf das Kleinkindalter begrenzt. In den meisten Haushalten gab es zudem kaum eigens für Kinder hergestellte Spielsachen. Luise Egger erzählt, auf dem Gaßbauerhof habe es in ihrer Kinderzeit ein Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel und ein Mühle-Spiel gegeben, was damals als etwas Besonderes galt. Da die Kinder außerdem die große Stube für sich nutzen konnten, hätte sich oft der Nachwuchs der gesamten Umgebung beim Gaßbauer versammelt. Es war sofort Dorfgespräch, wenn ein Kind ein Fahrrad bekam; die „Sensation“ war umso größer, wenn dieses neu war.

Wurde der kindlichen Identität insgesamt wenig Verständnis entgegengebracht, so war es auch



Mädchenschicksale: Während sich die Schwestern Antonia (links) und Maria Margesin (rechts) in der Zwischenkriegszeit ihren Lebensunterhalt als „Grämperinnen“ verdienten, trat ihre Freundin Josefa Tribus ins Kloster Säben ein. Das Abschiedsbild entstand 1929.

während der Schulzeit die große Ausnahme, dass sich Kinder schwerpunktmäßig den Hausaufgaben zuwenden konnten. Am ehesten war dies in begüterten Familien ohne Landwirtschaft der Fall, in einer sozialen Konstellation also, die in der Gemeinde sehr selten vorkam.

Typischer für viele Kinder dürfte jener Tagesablauf gewesen sein, wie ihn die am Wieserhof in Grissian aufgewachsene Anna Knoll erlebte: „Morgens früh hieß es aufstehen: zuerst in die Kirche, dann in die Schule. Wenn wir am Nachmittag von der Schule heimgekommen sind, durften wir nie gleich Aufgabe machen, sondern hatten eine Reihe von Arbeiten zu verrichten, z. B. Kentel machen oder Gsott schneiden.

Dann kam die Stallarbeit: Die Jüngeren mussten streben, die Älteren melken. Erst am Abend hat es gebeißten: Jetzt könnt ihr Aufgabe machen, aber macht schnell, sonst braucht ihr zu viel Petroleum!“

Die Schule hatte gegenüber der Arbeit bei vielen Eltern einen derart niedrigen Stellenwert, dass für manche Kinder nicht einmal der regelmäßige Besuch gewährleistet war. Frieda Windegger war als Tochter eines Holzhändlers häufig mit Holzarbeit beschäftigt: „Wir Geschwister mussten viel mit in den Wald und sind nur unregelmäßig in die Schule gegangen. Unsere Lehrerin Amelia Gonzo hat zum Vater gesagt: ‚Ma Giovanni, lasciali andare a scuola, altrimenti rimangono indietro!‘ Dieser meinte darauf nur: Ja, ja, morgen würden wir schon kommen. Tatsächlich gingen wir dann am nächsten Tag in die Schule, aber am übernächsten sind wir schon wieder in den Berg hinauf. Wir hätten gern die Schule besucht, aber der Vater meinte: Die Arbeit zählt, der Rest ist unwichtig. Die Amelia Gonzo, die ja im Schulhaus obenauf wohnte, wurde von uns mit Holz versorgt. Wenn wir Kinder ihr das Holz brachten, nützte sie die Gelegenheit, hieß uns niedersitzen und Schreibübungen machen. Dafür kochte sie uns einen Schokoladepudding.“

Kinder und Jugendliche wurden zu verschiedensten Arbeiten eingesetzt: Herstellung der „Schåb“ für die Tiere, im Wald Laub und Tannenzapfen sammeln, das „Menen“ (die Zugtiere beim Bauen führen), Holz hacken und natürlich die tägliche Stallarbeit waren Tätigkeiten, die viele Zeitzeugen verrichtet haben; Mädchen waren zusätzlich angehalten, auch im Haushalt zu helfen. Gemildert wurde die Belastung der Kinder in vielen Familien allenfalls dadurch, dass man die Arbeit unter den meist zahlreichen Geschwistern gut aufteilen konnte.

Jene Tätigkeit, die zumindest hinsichtlich des Zeitaufwandes viele Tisner am stärksten beanspruchte, war das Weiden der Tiere – nicht selten war dies die Hauptbeschäftigung von Kindern und Jugendlichen, bis sie volljährig waren. Gehütet wurden weniger Kühe und Kälber, die im Sommer, abgesehen von den zwei besten Milchkühen, auf die Alm kamen. Hier spielte allenfalls das „Nach-

hüten“ im Herbst eine gewisse Rolle. Die meisten befragten Zeitzeugen hatten mit Schafen und Ziegen zu tun, die es in der Gemeinde zuhauf gab. Fast jeder Bauer hielt sich einige dieser anspruchslosen Tiere und auch Handwerkerhaushalte sowie ärmere Familien konnten nicht darauf verzichten. Das Hüten des Kleinviehs war deswegen besonders wichtig, weil man oft nur über kleine Scheunen und entsprechend geringe Heuvorräte verfügte, die zudem in erster Linie für die Rinder bestimmt waren. Der später üblich gewordene Zukauf von Heu war in der Selbstversorgerwirtschaft schon aus finanziellen Gründen nicht möglich.

Die meisten Kinder und Jugendlichen hüteten die Tiere des eigenen Hofes, wie Hermann Wallnöfer berichtet: *„Wir hatten zu Hause so an die 15-20 Schafe, die ich gebütet habe. Meistens war ich mit dem Klotzn-Franz zusammen. Manchmal sind wir hier ober unserem Hof den Berg hinauf. Da war aber nicht gut hüten, weil die Schafe gleich auseinander sind. Gerade im Herbst sind sie wie wild den Pilzen nach. Und wenn man eines verloren hatte, konnte man ihm lange nachlaufen, bis man es gefunden hatte. Deswegen sind wir lieber hinaus Richtung Paul-Bichl und Borgol oder weiter auf den Vorbichl. Das war ja alles Grund der Tisner Interessentschaft, den man abweiden konnte. Damals war nur das Stockrecht auf die einzelnen Bauern aufgeteilt. So hatten wir eigentlich nie Schwierigkeiten. Man musste nur aufpassen, dass man nicht in den Prissianer Grund hineinhütete.“*

Wie die Tisner hatten auch die anderen Fraktionen der Gemeinde ihre festen Weidereviere: Ende der 20er, anfangs der 30er Jahre war Rosa Kofler eine feste Präsenz auf den Hügeln um Naraun: *„Ich habe viel um den Pöltener Bichl gebütet, oft zusammen mit der Ulpmer-Moidl und der Bachler-Moidl. Zeitweise hüteten wir an die 250 Schafe; heute würde es dort vor lauter Hecken und Gestrüpp kaum mehr zehn Tiere tragen. Wir waren auch viel unten im Moos unterwegs, und zwar im Winter. Mein Vater hat einige Bauern wie den Widmer gefragt, ob wir auf deren Wiesen hüten dürfen. Ich bin dann hinunter mit 6-7 Kälbern, zwei Rössern und 20-30 Schafen. Die Bachler-Moidl kam mit ihren Schafen mit. Am Mor-*



Eine Gruppe Tisner Buben und Mädchen zwischen Schulhaus und Gaßbauer, um 1940. Zwar wirkten sich die teilweise drückenden materiellen Umstände sowie die frühe Belastung durch Arbeit nachteilig auf die Entfaltung von Kindern und Jugendlichen aus, andererseits lief ihr Leben in manchem ungezwungener als heute ab. So litt kaum jemand unter schulischem Leistungsdruck. Die Freizeit der Kinder war nicht bis ins letzte Detail durchorganisiert, und den heute oft beklagten Mangel an Spielkameraden gab es auch nicht.

gen trieben wir die Tiere hinunter und am Abend wieder herauf. Dabei haben wir manchmal ganz schön gefroren. Ein anderes Problem war: Wir hätten natürlich nur genau in jener Zone hüten dürfen, wo der Vater die Erlaubnis hatte, haben es aber manchmal nicht so genau genommen. Die Rösser waren obnehin kaum zu halten, die grasten selten dort, wo sie hingehörten. Sonntags sagten wir: Heute ist eh niemand herum, lassen wir die Tiere einfach laufen. Aber da haben sich die Bauern dann schon beschwert. Der Fäz-



Trotz der insgesamt geringen Zahl an Studenten stellte Tisens bis in die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts stets Priester. In der von Pfarrer Nikodemus Rabensteiner verfassten, bei Tyrolia gedruckten Broschüre „Verzeichnis der Pfarrei Tisens“ sind sie bis ins 17. Jahrhundert zurück erfasst. Im Bild die Primiz des Grissianers Johann Kröss (erste Reihe, Mitte), 1947.

näger-Polt hat sich einmal wild aufgeregt. Das Kernproblem war beim Hüten immer das gleiche: Es war überall zu viel Vieh herum, der vorgesehene Grund bald abgegrast. So wurde jede Möglichkeit ausgenützt. Der Vater hat z. B. einer Frau, die alleine mit ihren Kindern in der Leonburg unten hauste, eine Milchkuh hinunter getan; dafür durfte ich im Gegenzug das Gelände um die Burg herum abhüten.“

Zumeist weideten die Bauernkinder die Tiere des Heimathofes, manchmal traf es auch Jugendliche, die bei einem Bauern „im Dienst“ waren, diese Arbeit zu verrichten. Eine dritte Variante: Größere Kinder übernahmen als „Dorfhirten“ die Tiere der Bauern, um ein paar Lire zu verdienen und den väterlichen Haushalt etwas zu entlasten. So war es etwa bei Josef Mair der Fall: „Bereits während der Schulzeit habe ich Ziegen gehütet. Wenn man etwas älter war, brauchte man erst ab Allerheiligen die Schule zu besuchen. In der Zwischenzeit über-

nahm ich die Ziegen von mehreren Bauern, es waren zeitweise bis zu siebzig Tiere. Pro Ziege erhielt ich ein bestimmtes Entgelt. Einen Teil davon brachte ich zu Hause ein, den Rest konnte ich in die Kassa geben. Im Sommer waren die meisten Ziegen auf der Alm, mit den übrigen bin ich oft zusammen mit dem Schwienbacher-Bartl hinauf ins ‚Verbrennte‘ gefahren. Sonst bin ich hinaus auf den Vorbichl und habe die Ziegen hinunter bis in die Auen weiden lassen. Während in dieser Zone nur wenige Kühe gehütet wurden, wimmelte es nur so von Schafen; es waren manchmal sicher mehrere hundert draußen. Die Ziegen galten als schwierige Tiere. Im Unterschied zu den Schafen stellen sie sich oft auf die Hinterfüße und fressen die Bäume ab. Wenn wir nicht genug aufpassten, sind sie uns durchgegangen: ins Moos hinunter und dort in die Wiesen hinein. Vor ihnen waren im Frühjahr auch die Äcker nicht sicher: Sie haben den gerade aufgegangenen Tirgg abgefressen. Da zogen uns die Bauern zur Rechenschaft: Buben, ihr

müsst besser auffassen! Im Spätberbst vor Allerheiligen hütete ich alleine. Da haben die Tiere manchmal wirklich nur mehr Heidekraut und Baumzweige gefunden. Es musste halt alles ausgenützt werden, was die Natur bot. Die Winkler- und die Schmidl-Maja-Buben waren auch viel auf dem Vorbichl draußen, da ging's recht lustig zu. Man hat sich gut unterhalten, auch viel gerauft und gestritten. Zu Mittag ging ich nicht nach Hause essen, sondern habe am Morgen ein Stück Brot, bestrichen mit Apfelmarmelade, mitbekommen. Das Problem war nur: Gegen 10-11 Uhr Vormittag hatte ich manchmal bereits die ganze Tagesration aufgegessen.“ In diesem Punkt wurde Mair „Opfer“ eines abgekommenen Brauches: Bis in die 20er Jahre hinein war es nämlich üblich, dass die Bauern den jeweiligen Dorfhirten verköstigten. Dieser suchte jeden Tag einen anderen Hof auf, bis alle Interessenten ihrer Pflicht nachgekommen waren; dann begann die Runde von neuem.

Die zitierten Beispiele sind nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Mosaik vielfältiger Erfahrungen, die beim Hüten gesammelt wurden. Insgesamt wird deutlich, wie sehr das Weiden von Tieren vor dem wirtschaftlichen Umbruch Bestand des Lebens junger Menschen war. Eine Tätigkeit, die, im Unterschied zu vielen anderen Arbeiten, von den Gesprächspartnern überwiegend positiv erlebt wurde. Man sei zumeist zusammen mit anderen Gleichaltrigen gewesen, im Großen und Ganzen frei und ungebunden, stets draußen in der Natur. Ohne Zweifel förderte diese Tätigkeit die Selbstständigkeit der Heranwachsenden. Die Identifikation mit den Tieren und das Verantwortungsgefühl wurde auch durch den Umstand gefördert, dass sich viele Kinder im heimatlichen Stall selbst Tiere halten konnten, deren Verkauf übrigens früher eine der wenigen Möglichkeiten darstellte, zu etwas Geld zu kommen.

Die negativen Seiten des Hüten sind in den Zitaten zum Teil bereits angesprochen worden: Man war der Unbill des Wetters ausgesetzt, und das Essen fiel bei manchen Kindern – gerade angesichts der Tatsache, dass man den ganzen Tag unterwegs war – mitunter recht dürftig aus. Besonders störte die Fixierung von Buben und Mädchen



Drei Prissianer Hirten (von links: Josef Aspmair; Walter Hillebrand und Josef Gamper) stellen sich dem Fotografen (Vorbichl, Anfang der 40er Jahre). Sind heute Motorroller, PCs oder Handys der Stolz von Jugendlichen, so war es damals – wie das Bild nachdrücklich zeigt – das eigene Schaf.

auf das Hüten aber die Lehrer. Sie sahen einen Zusammenhang zwischen den mangelhaften Lernfortschritten mancher Schüler und der Zeit, die sie auf Wiesen und Weiden verbrachten. Besonders in der Zwischenkriegszeit gab es Kinder, die sich auf den Weideplätzen wesentlich besser zurechtfinden als im Schulgebäude. Vor allem in den klassischen Weideperioden im Frühjahr und Herbst erschienen manche Schüler nicht oder nur sporadisch zum Unterricht. Das Lehrpersonal musste außerdem zur Kenntnis nehmen, dass auch die regelmäßig anwesenden Kinder die aufgrund der langen Unterrichtsdauer (bis 15 Uhr) ohnehin kurzen Nachmittage weniger für Hausaufgaben und Vorbereitung, sondern für allerlei Arbeiten und nicht zuletzt für das Suchen und Einsammeln der am Morgen oder zu Mittag freigelassenen Tiere verwendeten. Aus diesem Sachverhalt heraus ist der frustrierte Ausruf von Lehrer Alois Kollmann unmittelbar nach 1945: „Die Schafe sind Prissians Unglück!“ zu verstehen.

Zu Arbeitszwecken eingespannt zu werden, war für die meisten Kinder eine Selbstverständlichkeit. Wer zu Hause aufwachsen konnte, durfte sich noch glücklich schätzen. Härter traf das Schicksal



Neben Kühen und Schafen war die Ziege als Haustier weit verbreitet. Auch in Tisens wurde sie ihrem Ruf, die „Kuh des kleinen Mannes“ zu sein, gerecht. Aber auch die meisten Bauern hielten neben dem Großvieh einige Stück. Sie weideten die Tiere meist nicht selbst, sondern übergaben sie einem Hüter bzw. einer Hüterin. Pro Tier wurde ein bestimmtes Entgelt bezahlt. Auf dem Bild die Prissianer „Dorfbirtin“ Anna Tribus, Kasatschberg 1927.

jene Kinder, die meist aufgrund familiärer Umstände ihr Heim in jungen Jahren verlassen und auswärts unterkommen mussten. Von diesem Schicksal betroffen war unter anderen Luise Fieg, Jahrgang 1910: *„Meine Familie hat in Sotl (zwischen Sirmian und Gaid) in einer Hütte gewohnt, die dem Regele gehörte. Wir waren 16 Kinder. Damit wir überhaupt überleben konnten, mussten alle natürlich früh mithelfen. Ich habe unter anderem für den Regele Kalbinnen gebütet, zwei weitere Geschwister arbeiteten zeitweise auch dort. So hatten wir die Hütte frei. Zu Hause gab es ein paar Hennen und eine Kuh. Es ging immer sehr knapp zu, manchmal ist man nicht satt geworden. Wir haben uns aber doch zu Hause irgendwie wohl gefühlt. Als ich zwölf Jahre alt war, starb jedoch meine Mutter. Damit war klar: Wir mussten unabhängig von unserem Alter alle außer Haus. Unser Vater ging herum fragen, ob man ein Kind aufnehmen könne. So kam ein Bruder unten in Gries unter, einer auf St. Jakob, zwei Schwestern jeweils beim Weck und beim Gasser. Ich kam zum Schmiedl. Da wurde ich zuerst zum Hüten eingesetzt. So hatte ich Zeit zum Nachdenken und mich an meine Familie zu erinnern. Ich habe oft geweint und hinübergeschaut in Richtung Sotl. Unabhängig vom frühen Tod der Mutter war es uns allerdings stets klar, dass wir nach der Schulzeit auseinander gehen und irgendwo eine Arbeit suchen*

müssen.“

Bei auswärtiger Kinderarbeit sind zwei Formen zu unterscheiden: Man half andernorts aus, kehrte aber am Abend nach Hause zurück. Diese Variante war aufgrund fehlender Verkehrsmittel und des Platzmangels in ärmeren Familien eher selten. Meist kamen Kinder auf Dauer bei einem Dienstgeber unter. Häufig war es bittere Not, die Familien oder allein stehende Mütter zwangen, Kinder von mitunter nicht einmal zehn Jahren außer Haus zu geben. Besonders häufig betroffen: Voll- bzw. Halbwaisen sowie uneheliche Kinder. Man gab sie vorzugsweise zu eigenen Verwandten oder Bekannten. Solche Kinder befanden sich oft in einer Grauzone zwischen einer informellen Adoption und einer Position als Dienstbote. Es gab relativ viele Höfe, auf denen zusätzlich zu den Nachkommen der Bauersleute andere Kinder aufgezogen wurden. Es gehörte offenbar zur innerdörflichen Solidarität, die Aufnahme von Buben und Mädchen in Not geratener oder verstorbener Verwandter bzw. enger Bekannter nicht abzulehnen. Oft wurden die „angenommenen“ Kinder gleich behandelt wie die eigenen, und sie profitierten in derselben Weise wie diese von der „Nestwärme“, die Familie und Hof zu geben in der Lage waren. In anderen Fällen hingegen wurden sie von engs-



Zwei Narauner Mädchen, Maria Ganterer (links) und Maria Parigger; weiden Schafe am Pöltener Hügel. An sich stellte das Hüten eine eher beschauliche Tätigkeit dar. Nicht selten kam es jedoch zu Konflikten zwischen Hirten verschiedener Herden bzw. Fraktionen wegen „Verletzung“ der jeweiligen Weidegründe.

ten Verwandten zu schwerer Arbeit angetrieben und auch in Bezug auf Essen und Unterkunft schlecht gehalten. Besonders bitter war es für die Betroffenen, wenn sie spürten, nicht Opfer echter Not, sondern schieren Geizes jener Leute zu sein, denen sie anvertraut waren. Beschwerden konnte sich diese Kinder nirgends. Die Eltern hielten sich stets zurück, mussten sie doch froh sein, den Nachwuchs überhaupt irgendwo untergebracht zu haben.

Mit Schulende, d. h. mit dem 14. Lebensjahr, war ein Jugendlicher zwar noch lange nicht volljährig, galt aber doch im Hinblick auf seine Arbeitsfähigkeit als erwachsen. Für Heranwachsende aus ärmeren, kinderreichen Familien bedeutete dies bis in die 50er Jahre herauf oft: Sie waren nun als Esser im familiären Haushalt nicht mehr

tragbar und mussten sich einen Bauern oder ein Gasthaus suchen, das sie in den „Dienst“ aufnahm. Es war dies oft der Beginn eines lebenslangen Daseins als Knecht oder Magd.

Wer hingegen auf einem Bauernhof aufwuchs, wurde meist nicht so abrupt mit einer neuen Lebenssituation konfrontiert. Für einige der befragten Zeitzeugen war es selbstverständlich, nach Abschluss der Schule am elterlichen Hof zu bleiben; andere hingegen hegten konkrete Ausbildungswünsche, darunter erstaunlich viele Frauen. Auf dem Hof mitzuhelfen und gelegentlich einige Tagschichten auswärts gegen etwas Bargeld zu leisten, schien vielen die bessere Variante, als zu einem Bauern „auf Dienst“ zu gehen, wo man zumeist wie eine vollwertige Arbeitskraft gefordert wurde. Andere Möglichkeiten für ungelernete



In den strengen und schneereichen Wintern der 50er Jahre kein Problem: Tisner Buben errichteten oberhalb des Dorfes ein „Iglu“. Zu erkennen (von links): Helmut Schweitzer (2.), Walter Langebner und Karl Hafner.

Arbeitskräfte, etwa im Gastgewerbe oder in Betrieben wie der Obstgenossenschaft TISOG eine Anstellung zu bekommen, gab es in nennenswertem Ausmaß erst ab Mitte der 50er Jahre.

Erstaunlicherweise gaben mehrere Gesprächspartner an, ihre Eltern hätten gar nicht darauf gedrängt, dass die weichenden Erben den Hof verließen. Im Gegenteil, man habe sie möglichst lange als Arbeitskräfte halten wollen. Was für die betroffenen Söhne und Töchter kurzfristig eine durchaus angenehme Lebensperspektive ohne Notwendigkeit zu großen Umstellungen war, erwies sich längerfristig häufig als Nachteil. Sobald ein Bruder oder eine Schwester den Hof über-

nahm, waren sie genötigt, sich im fortgeschrittenen Alter und ohne Ausbildung auf dem Arbeitsmarkt umzutun. Insgesamt scheint es, als hätten sich die Eltern noch vor wenigen Jahrzehnten eher wenig um die berufliche und materielle Zukunft ihrer Kinder gekümmert. Ein gewisser Fatalismus ist angesichts ihres geringen Erfahrungshorizontes, prekärer materieller Verhältnisse sowie der meist zahlreichen Nachkommen auch nachvollziehbar. In Bezug auf die Töchter wurden ohnehin kaum Gedanken an eine berufliche Perspektive verschwendet. Man ermöglichte ihnen allenfalls, ihre Fertigkeiten als künftige Hausfrauen im Rahmen eines Näh- oder Kochkurses zu verbessern. Das Interesse der Eltern konzentrierte sich in diesem Zusammenhang schon eher auf die sprichwörtliche „gute Partie“: Die Töchter sollten angemessen heiraten.

Die Frauen selbst hingegen hegten in ihrer Jugendzeit mehrheitlich sehr wohl Ausbildungs- und Berufswünsche, Wünsche, die freilich selten in Erfüllung gingen. Anna Knoll beschreibt die Situation beim Wieser, ihrem Heimathof, folgendermaßen: *„Ich habe die Schule oben in St. Jakob besucht, und zwar von 1916-1924. Ich bin gern hinaufgegangen. Die Lehrerin konnte sich auf die wenigen Schüler konzentrieren und so haben wir einen guten Unterricht genossen. Bei der Abschlussprüfung kam jemand von der Schulbehörde, der dies ausdrücklich hervorhob. Da waren wir ganz stolz. Als wir, drei Mitschülerinnen und ich, ausgeschult wurden, haben wir alle geweint. Als mich mein Vater so sah, meinte er: ‚Jetzt habe ich viele Schüler nach Beendigung ihrer Schulpflicht hier vorbeigehen sehen, und alle waren froh. Und jetzt kommst du und weinst!‘ Ich bat den Vater dann auch, weiter Schule gehen zu dürfen. Mein Wunsch wäre eine Arbeit in einem Büro gewesen, Schreibmaschinen haben mich immer fasziniert. Er lebte das mit dem Argument ‚Das vermögen wir nicht!‘ ab. Mein jüngerer Bruder, der Hias, durfte später dann doch ins Johanneum nach Dorf Tirol. Aber auch das akzeptierte der Vater nur widerwillig. Als der Hias das erste Mal nach Hause kam, lästerte er sofort: ‚Jetzt ist er erst so kurze Zeit fort und schon kann er (vor Einbildung) nicht mehr gehen wie wir!‘ Der*



Die Erntemannschaft des Lanamer Obsthändlers Longobardi vor dem Hohen Kreuz (1942). Da die Aufnahme eines Fotos zu dieser Zeit noch ein außerordentliches Ereignis war, fand sich auch eine Reihe von Kindern der näheren Umgebung ein.

Vater wollte, dass der Hias zu Hause bleibt. ‚Ihr habt alle am Hof Arbeit!‘ sagte er immer. Als später mein Bruder Seffer auf Großkemat gestorben ist und somit für die Familie zusätzliche Arbeit anfiel, musste der Hias seine Studien abbrechen und nach Hause kommen.“

Die Reaktion des Vaters von Anna Knoll spiegelt nicht nur ein allgemein verbreitetes Misstrauen gegenüber Bildungseinrichtungen wider, sondern auch die grundsätzlichen Schwierigkeiten einer beruflichen Ausbildung, die aus der Sicht des

Bauern zumindest zwei Probleme aufwarf: Mit jedem Jugendlichen fehlte eine wertvolle Arbeitskraft am Hof oder im Haushalt; außerdem waren die Kosten für Schule oder Lehre früher höher als heute, sodass sie selbst für größere Bauern in der Gemeinde eine Belastung darstellten. In diesem Zusammenhang bezeichnend ist die Klage des früheren Klotz-Bauern, dessen Sohn im Priesterseminar studierte, gegenüber einem Bekannten: Das Studium koste ihn Jahr für Jahr mindestens ein Paar Ochsen. Und dass bei fälligen Raten auch

Folgende Doppelseite ►

Spielende Kinder und Jugendliche am Vorbichl, 30er Jahre. Als Reaktion auf die weitgehende Unterdrückung kultureller Aktivitäten durch das faschistische Regime bildeten sich in den Dörfern ab Ende der 20er Jahre Jugendgruppen, die ihre Veranstaltungen vornehmlich auf Bergwiesen und Almen durchführten. In den 30er Jahren gerieten sie immer stärker unter den Einfluss des nationalsozialistischen „Völkischen Kampfinges“.







Prissianer Jungmänner anlässlich des Sirmianer Kirchtages im Jahr 1942. Sitzend, von rechts: Josef Mair, Hermann Holzner, Heinrich Niedrist, Karl Kiem, Alois Niedrist. Stehend, von rechts: Matthias Langes, Hermann Windegger, Anton Malteier, Matthias Bachmann, Heinrich Hillebrand, Ernst Tribus und Martin Langes.

kirchliche Einrichtungen keinen Pardon kannten, veranschaulicht das Beispiel, das Rudolf Linger, Förstlersohn, erzählt: Als der Vater zwei Monate mit den Zahlungen für seinen Sohn Franz, der in Bozen studierte und Geistlicher werden wollte, in Verzug war, habe man diesen unverzüglich nach Hause geschickt. Trotz sofortiger Begleichung der Schuld seien die Bemühungen des Vaters, die Wiederaufnahme des Buben zu erreichen, erfolglos geblieben.

Während der Bruder von Anna Knoll, Matthias, später einen Hof übernehmen konnte und so eine Lebensgrundlage vorfand, wirkte sich die fehlende Möglichkeit einer Schulausbildung oder einer Lehre für andere Jugendliche in der Gemeinde längerfristig negativ aus. Sie fanden bis in die 50er Jahre kaum Alternativen zu einer Existenz als Tagelöhner bei den örtlichen Bauern.

Wie schwierig und komplex sich die Frage von Ausbildung und Berufsfindung mitunter auch noch in der Nachkriegszeit gestaltete, wird am Beispiel von Bartl Schwienbacher sichtbar: „*Ich wollte eigentlich Tischler lernen, aber die Leute im Dorf waren dagegen. Mir war klar, dass es mein Vater lieber sah, wenn ich in seine Fußstapfen als Rädermacher trete. Aber er sträubte sich gar nicht einmal so gegen meine Entscheidung. Es waren vor allem die Bauern, die zu mir sagten: Wenn dein Vater einmal stirbt, haben wir hier keinen Rädermacher mehr; also musst du Rädermacher lernen. Diesem Druck beugte ich mich schließlich. Da ich nicht nur beim Vater lernen wollte, bemühte ich mich intensiv um eine Lehrstelle. Durch meinen Kriegseinsatz war ich für eine Lehre relativ alt, bereits Anfang zwanzig. Ich wurde schließlich in Lana in der Werkstatt, wo der Saltenbichler-Kaspar gearbeitet hat, fündig. Der Termin, wann ich anfangen sollte,*

war bereits vereinbart, da verbrannte der Frost die gesamte Baumblüte, worauf die Bauern Wagen und alles andere, was sie bestellt hatten, stornierten. Mein Arbeitgeber teilte mir mit, er könne mich nicht mehr nehmen, er habe selber nichts mehr zu tun. Dann hätte ich am Nonsberg einen Platz bekommen, da hätte ich Rädermacher und Tischler gleichzeitig lernen können. Ich hoffte, man würde in Prissian gar nicht mitbekommen, dass ich auch Tischler lerne. Dem war nicht so und ein Bauer sagte zu mir: Einer, der alles lernen will, kann am Ende gar nichts! Davon ließ ich mich leider beeindrucken und lernte schließlich Rädermacher. Danach übte ich den Beruf zu Hause drei Jahre lang in Zusammenarbeit mit meinem Vater aus. Dann kamen in der Landwirtschaft immer mehr Motorfahrzeuge, Jeeps und Traktoren auf. Die Bauern haben das aus Holz gefertigte Arbeitsgerät einfach an den Traktor gehängt. Es war aber nicht für die entsprechende Geschwindigkeit hergestellt worden und ging folglich früher oder später zu Bruch. Dann hat man für die Anhänger Gummiräder, aber weiterhin das Holzgestell verwendet. Das hat alles nicht mehr zusammengepasst. Schließlich kamen die Kipper auf. Von der Holzbrücke ist aber der Mist nicht so gut heruntergerutscht, daher hat man eine Blechschicht draufgemacht. So ging die Entwicklung nach und nach zur reinen Metallkonstruktion, und uns ging immer mehr die Arbeit aus. Anfang der 50er Jahre war es dann endgültig aus, als auch die Egeter (Eggen) zunehmend aus Eisen gefertigt wurden, und wir fast nur noch Aufträge für Schubkarren erhielten. Da sagte ich zum Vater: Das kannst du, bis du in Rente gehst, alleine bewältigen, ich muss mir einen anderen Beruf suchen. Nun sagten mir ausgerechnet jene Leute, von denen ich mich in die falsche Richtung hatte drängen lassen: Jetzt kannst du Tischler lernen! Ich war aber bereits Mitte zwanzig und für eine neue Lehre zu alt. Ich wandte mich der Holzarbeit zu.“

Das Beispiel Schwienbachers macht deutlich, wie junge Leute seiner Generation Schwierigkeiten hatten, sich gegen den Traditionalismus der Umgebung durchzusetzen. Oft waren es die Eltern, die Zeichen der Zeit nicht erkennend, die ihre Kinder nicht zu einer Ausbildung ermutigten, sondern sie davon abhielten. Auswärts eine

Lehrstelle zu finden, war schwer. Doch auch das knappe Lehrstellenangebot innerhalb der Gemeinde stellte für manche Eltern keine Perspektive dar: Die eigenen Kinder bei anderen Leuten arbeiten zu sehen, galt gerade in Familien mit einem bestimmten sozialen Status lange Zeit als verpönt. Gegen das Veto von Vater und Mutter gab es für einen jungen Erwachsenen in der Regel keinen Widerspruch. Die Erinnerungen von Rosa Kofler veranschaulichen die typischen Meinungsunterschiede zwischen den Generationen: „*Ich bin nach Abschluss der Schule auf dem elterlichen Hof geblieben, und die Zeit ging so dahin. Ich wollte so gerne Stricken lernen, aber das wurde von den Eltern abgelehnt. Irgendwann sagte ich zur Mutter: Etwas lernen werde ich schon sollen, wenigstens Kochen! Ich habe mich in der Folge umgeschaut und hätte einen guten Platz in Lana gefunden. Die Mutter aber meinte: Du brauchst gar nicht hinunterzugehen. Wenn auf dem Hof etwas Eiliges zu tun ist, geht dich der Vater sicherholen. Das schien mir selbst einleuchtend und so habe ich einen anderen Platz gesucht, und zwar auf Dreiviertelweg, unterhalb Maria Weißenstein. Das war weit genug weg, da wusste ich: Ich würde meine Ruhe haben.“*

Eine Generation von jungen Tisnern war zudem durch die Italianisierung des öffentlichen Bereichs von manchen Berufsmöglichkeiten abgeschnitten – wie etwa Paulina Matscher, die in den 20er Jahren den Wunsch hegte, Lehrerin zu werden. Von den 30er bis in die 50er Jahre besetzten italienische Zuwanderer nicht nur die wenigen öffentlichen Stellen in der Gemeinde, sondern den Großteil der Verwaltungsposten in den Städten. Die zahlreichen weichenden Erben der Bauernfamilien konnten anders als beispielsweise im Trentino oder in Nordtirol nicht in die wirtschaftlichen Zentren des Landes abwandern.

Die folgende Generation von jungen Leuten hatte hingegen häufig mit praktischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wer nach der Volksschule eine weiterführende Schule besuchen wollte, musste lange Zeit zumindest nach Bozen oder Meran. Die Marco-Polo-Schule in Bozen wurde von mehreren Tisnern in der Zwischen- und Nachkriegszeit fre-



In Landgemeinden wie Tisens wurden sie im 20. Jahrhundert zu wichtigen Integrationsfaktoren für junge Männer: Musikkapelle und Feuerwehr (Wiednänger, 1925). Die Tisener Feuerwehr sollte übrigens bald nach Entstehen dieses Bildes von der faschistischen Behörde aufgelöst werden.

quentiert, eine Alternative boten Heime mit angeschlossener Schule wie das Johanneum in Dorf Tirol. Für die Eltern bedeutete dies, neben Schul- auch Heimgebühren oder – beim Besuch einer staatlichen Schule in der Stadt – Privatzimmer und Verpflegung bezahlen zu müssen. Ähnlich war die Situation in Bezug auf eine Lehre: In der Gemeinde selbst konnte man die Lehrstellen lange Zeit an zwei Händen abzählen. Also mussten sich Interessenten im Tal und in den Städten danach umsehen. Lehrstellen waren zudem von den 30er bis zum Wirtschaftsaufschwung in den 60er Jahren stets knapp. Wer das Glück hatte, fündig zu werden, scheiterte oft an der Tatsache, dass Lehrlinge anders als heute nicht nur nicht bezahlt wurden, sondern für Unterkunft und Verpflegung beim Meister aufkommen mussten. Schließlich stellte

der Umstand, beim Besuch einer weiterführenden Schule oder bei der Absolvierung einer Lehre das Elternhaus und die vertraute Umgebung verlassen zu müssen, für viele junge Tisener eine psychologische Hürde dar. Jene, die den Sprung wagten, sind denn auch oft nicht mehr nach Hause zurückgekehrt, sondern haben ihren Wohnsitz in die wirtschaftlichen Ballungszentren des Landes verlegt.

1947 wurde Johann Kerschbaumer Pfarrer von Tisens. Er hatte viele Jahre am bischöflichen Knabenseminar Johanneum in Dorf Tirol als Präfekt und Lehrer gewirkt und bemühte sich nun, talentierten Schülern der Gemeinde einen weiterführenden Schulbesuch im Heim zu ermöglichen. Tatsächlich war die Tisener Präsenz im Johanneum bis in die 80er Jahre zahlenmäßig stets auffallend stark. Wichtiger für die Ausbildungssituation in

der Gemeinde war die Errichtung einer Mittelschule in Lana, die anfangs der 60er Jahre von einigen Tisener Schülern besucht wurde. Der große Vorteil: Sie konnten mit dem Linienbus der SAD täglich pendeln. Die Wende kam schließlich auch in Tisens mit der Errichtung der Einheitsmittelschule: Die Pflicht zum dreijährigen Besuch der Mittelschule ab dem Schuljahr 1963/64 verbesserte die Bildungssituation gerade in der Peripherie Südtirols entscheidend. Durch den Ausbau der Verbindungsstraßen ins Tal, der 1968 abgeschlossen war, durch die Massenmotorisierung, das Aufkommen der Informationsgesellschaft mit einem breiten Angebot an Medien und den wirtschaftlichen Aufschwung verbesserten sich die Ausbildungsmöglichkeiten für Jugendliche unserer Gemeinde in den 70er und 80er Jahren rasch und glichen sich dem Standard im Etschtal an.

